

Der ehemaliger US-Offizier und UN-Waffeninspektor Scott Ritter beschreibt die heutigen Zustände im Irak und fordert Obama auf, die Niederlage zu akzeptieren und die US-Truppen bis Ende 2010 komplett abzuziehen.

LUFTPOST

**Friedenspolitische Mitteilungen aus der
US-Militärregion Kaiserslautern/Ramstein
LP 150/09 – 13.07.09**

Sieht so ein Sieg aus?

Von Scott Ritter

TRUTHDIG, 08.07.09

(http://www.truthdig.com/report/print/20090707_so_this_is_what_victory_looks_like/)

Am Abend des 30. Juni leuchtete am Himmel über Bagdad ein Feuerwerk auf, das den "Tag der nationalen Souveränität" einleitete. Der irakische Premierminister Nuri al-Maliki hat diesen neuen Feiertag zum Abzug der amerikanischen Kampftruppen aus der irakischen Hauptstadt und aus allen anderen großen Städten des Landes verkündet, obwohl Tausende von (US-) "Militärberatern" in den Städten bleiben werden, eingebettet in die irakischen Streitkräfte. Die Feier spielt sich in einer Stadt ab, die im Laufe der letzten sechs Jahre radikal umgestaltet wurde. Trotz der angeblich abgezogenen amerikanischen Kampfverbände bleibt Bagdad eine der am stärksten vom Militär beherrschten Städte der Welt. Das war nicht immer so. Als ich mich während der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts in Bagdad aufhielt, war ich erstaunt, dass so wenig Militär zu sehen war – in einem Land, von dem behauptet wurde, es werde von einer der übelsten Militärdiktaturen der Welt beherrscht.

Natürlich konnte man in den Stadtbezirken, in denen Saddam Hussein, seine Familie und sein innerer Kreis lebten und wo sich der Sitz der Regierung befand, grün uniformierte Soldaten der Republikanischen Garde als Wachposten an den Toren stehen und die Zugänge zu diesen Inseln der Macht und der Privilegien kontrollieren sehen. Aber im übrigen Stadtgebiet – dem größeren Teil der Stadt – gab es keine militärische Präsenz. Verkehrspolizisten standen auf kleinen Podesten in der Mitte viel befahrener Kreuzungen, um den lebhaft pulsierenden Verkehr am Fließen zu halten. Es gab natürlich auch Soldaten in Uniform in den Straßen, aber sie trugen keine Waffen und hatten als Wehrpflichtige Urlaub von der irakischen Armee erhalten. Wie ihre Militärkameraden in anderen Städten der Welt vergnügten sie sich ein oder zwei Tage in den Straßen und auf den Märkten Bagdads, genossen die Sehenswürdigkeiten und den Trubel, tranken ein Glas Tee oder nahmen eine schnelle Mahlzeit zu sich und freuten sich am Anblick hübscher, westlich gekleideter Mädchen.

Der Irak war zweifellos ein Polizeistaat, und in den Straßen der Stadt lungerten auch Agenten und Spitzel des Regimes herum, begierig darauf, jede Spur einer Rebellion oder eines Aufstands sofort zu entdecken. Telefongespräche wurden mitgehört und illegal aufgezeichnet, in der Hoffnung Dissidenten aufspüren zu können. Und wenn man einen Unruheherd entdeckte, wurde sofort der Unterdrückungsapparat mobilisiert, um ihn auszumerzen – die Geheimpolizei und paramilitärische Kräfte bei begrenzten Brandherden und die Bataillone der Republikanischen Garde bei größeren Bedrohungen. Aber in Bagdad, Mosul und anderen großen Städten konnten alle – Ortsansässige, Besucher oder sogar ein Waffeninspektor der Vereinten Nationen – ihr Haus oder ihren Arbeitsplatz am Abend verlassen und sich frei und ohne Angst vor endlosen Straßensperren, Kontrollpunkten, Autobomben und Schusswechseln in der Stadt bewegen.

Man konnte einen Straßenmarkt in dem Stadtteil besuchen, der damals Saddam City hieß und heute Sadr City genannt wird, in diesem von Schiiten dominierten Bezirk in der Nordostecke Bagdads. Man konnte ein Kebab in Karrada essen, einem vorwiegend von Sunniten bewohnten Gebiet im Zentrum der Stadt. Man konnte auch das Einkaufsviertel von Monsouriyah besuchen oder einen Ausflug zu den Moscheen mit den vergoldeten Kuppeln machen – nach Khadamiyah zur schiitischen oder über den Tigris nach Adamiyah zur sunnitischen. Die dabei im Irak und in Bagdad zu machenden Erfahrungen waren abhängig vom jeweiligen Zustand der Wirtschaft. Die von 1991 bis 1996 über den Irak verhängten UN-Sanktionen lähmten den Irak, bis das umstrittene Öl-für-Lebensmittel-Programm der stagnierenden Wirtschaft neues Leben einhauchte. Aber ob die Regale in den Geschäften voll oder leer waren, eines blieb immer gleich: Bagdad und die anderen großen Städte des Iraks funktionierten ähnlich wie Städte in den offenen Gesellschaften Europas; unter dem heute herrschenden Belagerungszustand sind sie kaum wieder zu erkennen.

Bagdad ist jetzt eine Stadt, die nicht mehr bestimmt wird von ihrer tausendjährigen Geschichte (des friedlichen Zusammenlebens beider islamischer Glaubensrichtungen), sondern eher durch deren scharfe Trennung, die durch eine Politik provoziertes ethnisches Säuberungen bewusst herbeigeführt wurde. Die Stadt gleich heute einem Schachbrett einzelner Bezirke, die von amerikanischen Truppen mit hohen Mauern aus Betonblöcken voneinander getrennt wurden, um die Iraker davon abzuhalten, sich wegen ethnischer und religiöser Konflikte gegenseitig umzubringen, die erst nach der US-geführten Invasion und der Besetzung des Iraks im Jahr 2003 aufgeflammt sind. Wenn wir hinter das in Bagdad und anderen großen Städten, die "früher" von US-Truppen besetzt waren, prunkvoll inszenierte betrügerische Spektakel (des angeblichen Abzugs) schauen, ist der behauptete Fortschritt kaum festzustellen.

Irakische Soldaten, in erster Linie schiitische Truppen, die zu der von Schiiten beherrschten Regierung des Premierministers al-Maliki halten, sind überall. Sie besetzen Kontrollstellen und Stützpunkte, die über die ganze Stadt verteilt sind, und patrouillieren ständig in den Straßen aller Stadtbezirke, die nicht wie Teile einer Kommune zusammenarbeiten, sondern sich wie winzige Feudalstaaten befehlen. Milizen, die wie die Straßenbanden in den Ghettos westlicher Städte in jeder ummauerten Zone lauern, arbeiten manchmal mit dem irakischen Militär zusammen, manchmal gegen es. Wer heute versucht, von einer Zone in eine andere zu gelangen, muss bald einsehen, dass das frustrierend und völlig sinnlos ist und einer Herausforderung des Schicksals gleichkommt. Sunniten und Schiiten, Araber und Kurden, Christen und Muslime mischten sich früher in den Straßen Bagdads völlig ungezwungen. Heute leben die verschiedenen Volksgruppen völlig getrennt voneinander, und ihre tägliche Existenz wird diktiert von einer Mentalität des Tötens oder Getötetwerdens, die sich in ständiger Gewalt und einer wachsenden Flut irakischer Flüchtlinge manifestiert, die nicht mehr in einer Stadt leben können, die einst ihre Heimat war.

Viele im Westen machen sich immer noch etwas vor und wollen Fortschritte oder sogar einen "Sieg" im Irak sehen, wo in Wirklichkeit nur Rückschritte zu beklagen sind. Bei Journalisten, "Experten" und Politikern aus dem Westen ist es Mode geworden, die heutigen Lebensbedingungen in Bagdad mit denen zu vergleichen, die 2007 vor der "Surge" (der Woge) von US-Truppenverstärkungen in irakischen Städten herrschten, mit der versucht wurde der Gewalt Herr zu werden, die sich wie eine Epidemie ausgebreitet hatte. Es soll nicht bestritten werden, dass die Gewalt in Bagdad und überall im Irak seit der "Surge" dramatisch zurückgegangen ist. Die Zeche hat aber die irakische Gesellschaft mit ethnischen Säuberungen und einer Aufsplitterung in verschiedene Gruppen bezahlt. Deshalb stellt sich die Frage, ob die angebliche "Kur" die "Krankheit", die sie heilen sollte, wirklich gebessert hat. Eins ist jedenfalls sicher: Der Irak bleibt ein sehr kranker Patient. Die Vereinigten Staaten haben mit ihrer "Surge" nur die auffälligsten Symptome der Krankheit be-

handelt, die den Irak nach Saddams Tod befallen hat, und ein falsches Gefühl von Besserung erzeugt, obwohl die eigentlichen Ursachen des Gewaltausbruchs vor der "Surge" immer noch existieren. Es ist wie bei einer Krebsbehandlung, die zu einer Besserung geführt, den Körper aber durch starke Medikamente geschwächt hat und die vor der Heilung plötzlich abgebrochen wird. Der Religionskonflikt zwischen Schiiten und Sunniten hat sich nur verschärft, und die Gefahr wächst, dass der Streit zwischen Arabern und Kurden um Ölrechte von einem Krieg mit Worten zu einem Krieg mit Waffen eskaliert.

Das absolute Scheitern der "Surge" wird noch offensichtlicher, wenn man die Lebensbedingungen im Irak vor der US-geführten Invasion im Jahr 2003 zugrunde legt. Es gibt keine einzige Vergleichsgröße, an der sich eine Verbesserung nachweisen ließe. Schon die Bush-Regierung hat nicht mehr behauptet, dem Land die Demokratie gebracht zu haben. Auch von Stabilität kann keine Rede sein, denn wenn man die Situation im Irak etwa im Februar 2003 mit der heutigen vergleicht, belegen Tatsachen klar und deutlich dass der Irak heute sehr viel weniger stabil ist, als er unter Saddam Husseins Regiment war.

Oder nehmen wir das Öl, mit dem die Invasion bezahlt und die politische und wirtschaftliche Zukunft des Iraks gesichert werden sollte. Die irakische Regierung kann sich noch nicht einmal auf einen gesetzlichen Rahmen einigen, mit dem ausländische Investoren dazu animiert werden könnten, Geld auf dem Ölsektor anzulegen, und trotz der Milliarden Dollars, die seit der US-Invasion in die Erdölindustrie des Iraks geflossen sind, wird heute weniger Öl gefördert als unter Saddam, wobei noch zu bedenken ist, dass der Irak damals harten Wirtschaftssanktionen unterworfen war.

Die Anzahl der irakischen Flüchtlinge hat sich seit der Invasion mehr als vervierfacht. Etwa 500.000 Iraker waren vor den Übergriffen des Saddam-Regimes geflohen, die US-geführte Invasion und die nachfolgende Besetzung haben aber bis heute mehr als 2 Millionen Iraker gezwungen, ihr Land zu verlassen. Weitere 2 Millionen wurden aus ihren Häusern vertrieben und sind landesintern auf der Flucht.

Die Arbeitslosigkeit ist erdrückend. Das Gesundheitswesen des Iraks liegt wie sein Bildungssystem in Trümmern. Aber diese Fakten scheinen für die westlichen Medien, die sich für Twitter begeistern, völlig bedeutungslos zu sein, denn sie berichten besonders gern über eine statistische Größe: Heute gibt es im Irak fast 18 Millionen Mobiltelefone, als Saddam Hussein regierte waren es nur 80.000. Die Tatsache, dass sie wegen eines sehr lückenhaften, häufig gestörten Mobilfunknetzes kaum funktionieren, ist irrelevant. Der Irak hat endlich genügend Handys. Gott segne Amerika!

Es ist reines Wunschdenken, zu glauben, das irakische Militär und die halb-militärischen Verbände der Regierung des Premierministers al-Maliki könnten die Trümmer der irakischen Gesellschaft ohne größere US-Interventionen zusammenzuhalten. Traurige Wirklichkeit ist nicht nur, dass Bagdad heute eine viel stärker militarisierte Stadt als unter Saddam Hussein ist, die US-Truppen haben auch die Rolle der Republikanischen Garde Saddams übernommen. Amerikanische Soldaten bilden jetzt die eiserne Faust, die an den Rändern der Städte lauert und nur darauf wartet, herbeigerufen zu werden, um jedes Zeichen des Aufruhrs oder Aufstands sofort zu zermalmen. Dass sich unsere Rolle so total vom Befreier zum Unterdrücker gewandelt hat, sollte niemand überraschen.

Bereits 1999 warnte ich die Amerikaner vor der irrigen oberflächlichen Annahme, dass ein Krieg zwischen dem Irak und den Vereinigten Staaten leicht zu gewinnen sei. Ich sagte voraus, dass man den Irak mit einer Streitmacht von insgesamt nur 250.000 Mann mit relativ geringen Verlusten in weniger als einem Monat erobern könne. Der US-Angriff wurde dann mit 200.000 Mann geführt, begann am 19. März und endete am 9. April mit der Be-

setzung Bagdads. Während der Operationen vom 20. März bis zum 1. Mai 2003 starben nur 139 amerikanische Soldaten. Schon damals wies ich darauf hin, dass der Sturz Saddams Husseins der leichtere Teil sei. Der viel härtere Teil sei die Sicherung des Sieges nach Saddams Untergang. Ich erklärte damals auch, diese Aufgabe werde dadurch weiter erschwert und praktisch unmöglich gemacht, dass eine US-geführte Invasion nach dem Völkerrecht keinesfalls gerechtfertigt sei, besonders wenn man sich aus der (erfolglosen) Suche der UN-Waffeninspektoren nach Massenvernichtungswaffen einen Kriegsgrund zusammensammelt. Die Vereinigten Staaten ließen sich aber nicht von der Invasion abbringen, und der Rest ist Geschichte.

Das inkompetente, korrupte und von Misserfolgen geprägte US-Besatzungsregime im Irak wurde in vielen Berichten dargestellt. Dass Amerika im Irak gescheitert ist, hat viele Amerikaner dazu bewogen, im Jahr 2008 für einen Wandel zu stimmen und deshalb Obama statt McCain zu wählen. Und trotzdem lassen sich dieselben Amerikaner heute genau so täuschen, wie diejenigen, die George W. Bushs verlogene Versuche unterstützten, das gescheiterte US-Unternehmen im Irak als etwas Edles und Wertvolles erscheinen zu lassen. Bis heute hat der Krieg im Irak mehr als 4.300 amerikanische Soldaten das Leben gekostet. Zehntausende wurden in dem Irak-Konflikt verwundet oder trugen dauerhafte psychische Schäden davon. Wir haben längst den Versuch aufgegeben, die Anzahl der getöteten Iraker zu erfassen, die Schätzungen reichen von 100.000 bis über eine Million.

Noch vor dem "US-Abzug" aus Bagdad haben die Gewalttaten in dieser Stadt und an anderen Orten wieder zugenommen. Es gibt kaum Zweifel, dass die vielen Feinde der Regierung al-Maliki im Irak bald versuchen werden, ihre Muskeln spielen zu lassen. Die Gewalt von Irakern gegen Iraker wird sich mit Sicherheit ausweiten. Einige irakische Militäreinheiten werden sich zumindest anfangs bewähren, andere nicht. Bisher von US-Truppen gesicherte Bezirke werden der Kontrolle der irakischen Regierung entgleiten. Je stärker das irakische Militär Dissidenten zu unterdrücken versucht, desto stärker wird deren Widerstand werden. Obwohl sich US-Kampftruppen zur Zeit aus Bagdad zurückgezogen haben, werden sie zweifellos bald zurückgeholt, entweder um einen US-Versorgungskonvoi für die US-Botschaft im Zentrum Bagdads aus einem Hinterhalt zu befreien, oder um das irakische Militär zu unterstützen, wenn es ihm nicht gelingt, Gegner der Regierung zu unterdrücken.

Im Irak können Präsident Obama und seine Militärführer nur verlieren. Es gibt dort heute keinen Weg mehr, der zu einem militärischen Sieg führen könnte. Nach dem Rückzug der US-Kampftruppen aus den irakischen Städten muss Obamas nächster Schritt der planmäßige Abzug aller US-Truppen aus dem Irak sein, der bis Ende 2010 fast vollständig abgeschlossen sein sollte. Das wird unmöglich sein, wenn sich die US-Truppen wieder in die Zentren der Städte locken lassen, um die brüchige Stabilität wieder herzustellen, die mit der "Surge" geschaffen wurde.

Für die Obama-Administration wird es die größte Herausforderung sein, nicht dem Bedürfnis nachzugeben, als Sieger erscheinen zu wollen. Es kann nur noch darum gehen, die Folgen dieses fehlgeschlagenen Unternehmens zu lindern. Es wird kein Szenario geben, die mit der bedingungslosen Kapitulation (der Japaner) auf dem Kriegsschiff "Missouri" zu vergleichen wäre, bei der sich die Repräsentanten der geschlagenen irakischen Aufständischen, in einer Reihe aufgestellt, ergeben. Stattdessen wird sich Amerika – wie sehr wir auch die Tatsachen zu verdrehen versuchen – mit der Realität abfinden müssen, dass das von schlechten Ratgebern angezettelte irakische Abenteuer des Präsidenten Bush mit einer Niederlage endet. Ob von dieser Niederlage Bilder bleiben werden, die an die Evakuierung der letzten US-Amerikaner mit Hubschraubern vom Dach der US-Botschaft in Saigon erinnern – was für Bagdad eher unwahrscheinlich ist – oder ob man lieber an das Pa-

thos des russischen Rückzugs aus Afghanistan anknüpft, steht noch nicht fest. Wahrscheinlich wird diese Niederlage mit einem US Truppenkonvoi besiegelt, der geordnet über die Grenze nach Kuwait rollt. Keinesfalls aber wird noch ein Sieg im klassischen Sinn zu erringen sein.

Auf einer der letzten Patrouillen, die von den US-Truppen vor ihrem formellen Abzug aus Bagdad durchgeführt wurden, verloren vier amerikanische Soldaten ihre Leben. Die Patrouille selbst war nur ein symbolischer Akt – eine reine Machtdemonstration ohne jeden militärischen Grund – ein tragischer Akt, der als Sinnbild für den gesamten US-Militäreinsatz im Irak stehen kann. Kein amerikanischer Soldat sollte mehr bei sinnlosen "letzten Patrouillen", die nur den Ruf von Politikern aufpolieren sollen, sterben müssen oder physisch und psychisch verstümmelt werden. Es wird immer Leute geben, die den militärischen Fehlschlag im Irak aus falsch verstandenem Nationalstolz und Ehrgefühl nicht akzeptieren wollen. Präsident Obama muss sein eigenes Ego und seine Hybris zügeln und deren Kritik ertragen, wenn er seinem Anspruch als Friedensstifter gerecht werden will.

(Wir haben den Artikel komplett übersetzt und mit Ergänzungen in Klammern versehen. Informationen über den Autor sind zu finden unter http://de.wikipedia.org/wiki/Scott_Ritter.)



So This Is What Victory Looks Like?

By Scott Ritter

July 08, 2009 "Truthdig" -- Fireworks lit up the Baghdad sky on the evening of June 30th, signaling the advent of "National Sovereignty Day." Iraqi Prime Minister Nouri al-Maliki declared the new holiday to commemorate the withdrawal of American combat troops from the Iraqi capital and all other major urban centers, although thousands of "advisers" would remain in the cities, embedded with Iraqi forces. The celebration transpired inside a city that has been radically transformed over the past six years. Even with American combat forces ostensibly withdrawn, Baghdad remains one of the most militarized urban areas in the world. It wasn't always so. When I was in Baghdad during the 1990s, I was struck by the lack of an overt military presence for a nation purported to be governed by one of the world's worst militaristic dictatorships.

Of course, in the city areas housing Saddam Hussein, his family and inner circle, and the seat of government, one would see green-clad soldiers of the Special Republican Guard standing watch over the gates controlling access into and out of these islands of power and privilege. But in the rest of the city—the vast majority of the city—there was no military presence. Traffic police stood on little islands in the middle of busy intersections, keeping the bustle of a modern city moving along at a brisk pace. There were soldiers in uniform around, but they carried no weapons, being on leave from their duties in Iraq's conscript military. Just like their fellow servicemen in other cities around the world, they would enjoy a day or two walking the streets and markets of Baghdad, taking in the sights and sounds, grabbing a glass of tea, a quick meal and the sight of pretty girls neatly attired in Western-style dress.

Let there be no doubt, Iraq was a police state, and the streets of the city were also filled with agents and informers of the regime, quick to detect any hint of rebellion or insurrection. Telephone calls were listened in on and conversations illicitly recorded in the hope of

finding evidence of dissent. And when dissent was found, the forces of repression would mobilize quickly to crush it—secret police and paramilitary forces for small incidents, and the battalions of Special Republican Guard for larger threats. But Baghdad, like Mosul and other major cities, was also a place where someone—whether resident, visitor or even U.N. weapons inspector—could leave his or her home or workplace in the evening and travel freely without fear of endless roadblocks, checkpoints, car bombs and firefights.

One could take in a street market in what was then known as Saddam City (today we call it Sadr City), the Shiite-dominated neighborhood in the northeast corner of Baghdad. Or grab a kebab in Karrada, a Sunni-dominated neighborhood in the center of town. Or visit the shopping districts of Monsouriyah, or tour the gold-domed mosques in Khadamiyah (Shiite) or across the Tigris River in Adamiyah (Sunni). The quality of the Baghdad-Iraq experience fluctuated given the state of the economy (U.N. sanctions crippled Iraq from 1991 until 1996, when the controversial oil-for-food program breathed new life into what had become a stagnant existence). But whether the shelves in a given shop were full or empty, one thing remained constant—Baghdad and the other major cities of Iraq functioned in a manner more in keeping with the open societies of Europe, and less like the municipality under siege that exists today.

Baghdad survives now as a city defined not by its thousands of years of history, but rather segregation brought on by policies of deliberate ethnic cleansing. The city is now a checkerboard of neighborhoods walled off from one another by giant concrete-block dividers installed by American troops in an effort to keep Iraqis from killing one another, a phenomenon born from ethnic and religious differences which have violently come to a head in the aftermath of the U.S.-led invasion and occupation of Iraq in 2003. Once we get beyond the pageantry and spectacle of the deception that is taking place in Baghdad and other Iraqi cities “formerly” occupied by U.S. troops, the pretense of progress is difficult to sustain.

Iraqi soldiers, primarily Shiite troops loyal to the Shiite-dominated government of Prime Minister al-Maliki, are everywhere. They man checkpoints and mini-garrisons throughout the city and constantly patrol streets and neighborhoods which function less as communities and more like tiny feudal fiefdoms. Militias, like street gangs in Western ghettos, lurk inside every walled-off zone, sometimes working with the Iraqi military, sometimes working against it. To attempt to move from zone to zone today is an exercise in futility and frustration, as well as a flagrant temptation of fate. Sunni and Shiite, Arabs and Kurds, Christians and Muslims—all used to be able to mingle freely in the streets of Baghdad. Today these diverse elements are segregated from one another, their daily existence dictated by a kill-or-be-killed mentality that manifests itself in violence and a growing diaspora of Iraqi refugees no longer able to sustain life in a city they once called home.

Many in the West continue to delude themselves into seeing progress—and therefore “victory”—when in fact the situation in Iraq has only regressed. It is in vogue for Western journalists, pundits and government officials to compare and contrast conditions in Baghdad today with those that existed in 2007, when the U.S. began its “surge” of military forces into the urban areas of Iraq in an effort to quell violence that had reached epidemic proportions. There is no debate over the fact that the level of violence in Baghdad and elsewhere throughout Iraq has dropped dramatically since the surge was instituted. But the cost paid by Iraqi society, shredded by ethnic cleansing and segregation, raises the question of whether or not the alleged “cure” is any better than the “disease” it purports to address. One thing is certain: Iraq remains a very sick patient. The U.S., in designing a surge that addressed only the most visible symptoms of the problems which ravage Iraq in the post-Saddam era, has created a false sense of accomplishment when in fact the underlying conditions that caused the violence prior to the surge still exist. It’s like a cancer temporarily-

ly stunned into remission by a drug that weakened the body and now is being withdrawn without actually curing anything. The Shiite-Sunni schism has only worsened, and there is increasing risk that the Arab-Kurd disagreement over oil rights will escalate from a war of words into something more violent.

The absolute failure of the surge is even more evident when one considers conditions inside Iraq before the U.S. invasion in 2003. There is simply no serious benchmark by which one can make a viable argument for improvement. Even the Bush administration stopped the pretense that we had brought democracy to the country. Stability is now the term of choice, and when one compares the situation in Iraq circa February 2003 to today, the facts scream out loud and clear that Iraq is far more unstable in its present condition than when governed by Saddam Hussein.

Take oil, the commodity that was going to pay for the invasion and guarantee the political and economic future of Iraq. Not only is the Iraqi government divided on how to move forward with a new legal framework designed to encourage foreign investment in Iraq's oil sector, but the billions of dollars already spent on Iraq's oil industry since the U.S. invasion have actually produced less oil per day than when Saddam was in power—and one must keep in mind that Saddam's Iraq suffered under crushing economic sanctions.

The number of Iraqi refugees has more than quadrupled since the invasion. Some 500,000 Iraqis had fled the abuses of the Saddam regime, while today more than 2 million Iraqis have been compelled to leave the country as a direct result of the U.S.-led invasion and subsequent occupation. Another 2 million have been forced from their homes and are internally displaced.

Unemployment is rampant. Iraq's health care system is in tatters, as is its education system. But apparently these figures are meaningless in the face of the one major statistic the Twitter-crazed Western media seems to have fallen in love with: There are nearly 18 million cell phones in use in Iraq today, up from a mere 80,000 when Saddam Hussein governed. The fact that most of these phones operate with intermittent or nonexistent service is irrelevant. Iraq has cell phone coverage. God Bless America.

It is wishful thinking to believe that the Iraqi military and paramilitary forces under the government of Prime Minister al-Maliki will be able to hold the ruins of Iraqi society together without major U.S. intervention. The sad reality is not only that Baghdad is a far more militarized city today than at any time under Saddam Hussein, but the United States has assumed the role of Saddam's Special Republican Guard. American soldiers are now an iron fist lurking on the edges of the city, waiting to be called in to crush any sign of rebellion or insurrection. That our role has so readily transformed from liberator to occupier should come as a surprise to no one.

In 1999 I warned Americans that a war between Iraq and the United States would appear on the surface to be deceptively easy. I predicted that a force of no more than 250,000 troops (we actually did it with less—about 200,000 troops deployed either in Iraq or in theater) would require less than a month (the U.S.-led attack began on March 19, and Baghdad was occupied on April 9), and would result in relatively few casualties (139 American military personnel died in action from March 20 through May 1, 2003). The easy part, I noted, would be getting rid of Saddam Hussein. The hard part would be securing victory in the aftermath of Saddam's demise. And this task, I warned, would be made even harder, indeed virtually impossible, by the fact that the U.S.-led invasion would lack any justification under international law, especially if a case for war were to be cobbled together using U.N. weapons inspections and Iraqi WMD as an excuse. The U.S. did invade, and the rest is history.

The incompetence, corruption and futility of the U.S. occupation of Iraq are matters of record. America has failed in Iraq, a fact many Americans recognized when they voted for change in 2008 by electing Barack Obama over John McCain. And yet today these same Americans appear to be as self-deceiving as those who supported George W. Bush's attempts to spin the tragedy of the American experience in Iraq as something noble and worthy of support. To date, the war in Iraq has cost more than 4,300 American service members their lives. Tens of thousands more have been physically wounded or permanently scarred by the psychological horror of participating in the Iraqi conflict. We've stopped seriously trying to count the number of Iraqi dead, with estimates ranging from 100,000 to more than a million.

Even before the U.S. "withdrawal" from Baghdad, acts of violence in that city and elsewhere were on the rise. There is little doubt that the many Iraqi enemies of the government of al-Maliki will soon try to flex their muscle. Iraqi-on-Iraqi violence is all but assured. Some Iraqi military units will, at least initially, perform well; others will not. Neighborhoods once secured by U.S. occupiers will fall out of the control of central Iraqi authority. The more the Iraqi military tries to suppress this dissent, the more the dissent will grow. Though major U.S. combat forces are currently out of Baghdad, there is little doubt that there will soon be a call for their return, in force, either to respond to an ambush of a U.S. convoy supplying the American Embassy enclave in central Baghdad or to bail out the Iraqi military when it fumbles its effort to suppress the opponents of the government.

Iraq, for President Obama and his military leaders, is a lose-lose situation. There is no path toward military victory there today. With American forces out of the major urban areas of Iraq, the next step for Obama is to complete the planned withdrawal on schedule, with most U.S. forces leaving Iraq in 2010. This will be impossible to accomplish if America finds itself sucked back into the urban centers of the country to maintain the false perception of stability created through the surge.

The biggest challenge in Iraq facing the Obama administration is not to fall victim to the need to be seen as victorious. Victory today can be measured only in terms of mitigating the consequences of failure. There will be no "Battleship Missouri moment," with the forces of a defeated Iraqi insurgency lined up to formally surrender. Instead, America will have to deal with the reality that, no matter how we spin facts, President Bush's ill-advised Iraqi adventure has ended in defeat. Whether this defeat is memorialized with imagery reminiscent of the U.S. retreat from Saigon, with helicopters pulling the last occupiers from the roofs of the American Embassy in Baghdad (unlikely), or repeats the pathos of the Russian retreat from Afghanistan, with a convoy of American troops crossing over into Kuwait in orderly fashion (more likely), there is no victory to be had in the classic sense.

In one of the last patrols conducted by U.S. forces before the formal withdrawal from Baghdad, four American soldiers lost their lives. The patrol itself was wholly symbolic—a show of force and will at a time when every military reason for the patrol had ceased to exist—a tragic yet fitting analogy for the entire U.S. military presence in Iraq. No more American troops need to die, or be physically or psychologically maimed, participating in futile "last patrols" designed to salvage the reputations of politicians. There are those who will argue for sustaining the failed military misadventure in Iraq out of a misplaced sense of national pride and honor. President Obama must confront his own ego and hubris and accept the fact that in order to secure a lasting legacy as a peacemaker he will need to ride out the short-term criticism.

www.luftpост-kl.de

VISDP: Wolfgang Jung, Assenmacherstr. 28, 67659 Kaiserslautern